Wunsch

Autor(en): **Anacker, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 18

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638000>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 18
XIX. Jahrgang
1929

Bern,
4. Mai
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern — Telefon Bollwerk 3370

Wunsch.

Von Heinrich Anacker.

Ich möchte ohne Zweck und Ziel,
Mit Baum und Schmetterling allein,
Dahingefenkt an Traum und Spiel,
Noch einmal Kind im Grünen sein.

Ich möchte fühlen, daß die Hand,
Die heiße Not in Erz geschirrt,
Dem starren Panzer sich entwand
Und wieder leicht und zärtlich wird.

Ich möchte glauben, daß mein Herz
Sich einmal löst vom lauten Tun,
Um — lächelnd über Schmach und Schmerz
In Gottes Sternenfaal zu ruh'n ...

„Robinsonland“

Ein Roman von Wilhelm Poed.

6

9.

„Herr Staatsanwalt! Ihr dringendes Telegramm hat mich aus einer Geschäftsreise abgerufen. Hier bin ich. Es handelt sich um meinen Peter? Was ist es? — Sie entschuldigen, daß ich im Reiseanzug komme.“

„Bitte Platz zu nehmen, Herr Gùldenapfel. Nicht ich, meine Frau hat telegraphiert. Im Grunde zwecklos, denn an der Sache ist nichts mehr zu ändern. Nur um sie zu beruhigen, habe ich zugestimmt.“

„Das klingt ja ganz unheimlich. Aber es gibt keine Sache, die nicht auch ein erträgliches Gesicht zeigt, wenn man nur danach sucht. Was hat er denn verbrochen? Doch hoffentlich nicht die Gesellschaft an allen vier Ecken in Brand gesteckt?“

Der Staatsanwalt berichtete und schloß damit, daß seine Pflicht ihm unter allen Umständen gebiete, die Angelegenheit strafrechtlich zu verfolgen.

Gùldenapfel hatte ihn mit keinem Wort unterbrochen. Er hatte sogar bei den juristischen Darlegungen des Diebstahlbegriffs und bei der immer erneuten Betonung, gleiches Recht müsse für alle gelten, zustimmend genickt. Als der Staatsanwalt geendet hatte, sagte er:

„Ich bin in der theoretischen Beurteilung des Falles völlig mit Ihnen einverstanden, Herr Staatsanwalt. Ich denke in all diesen Dingen persönlich ebenso streng wie Sie. Ich habe zum Beispiel unlängst mein Dienstmädchen wegen fortgesetzter Hausdiebstähle bestrafen lassen. Nicht aus Härteherzigkeit, wie man mir nachsagt. Sondern weil es einfach nicht mehr ging. Die Gesellschaft hätte mir schließlich alles weggeschleppt. Nachher hat es mir aber leid getan. Warum? Weil ich von Rechts wegen hätte bestraft werden müssen. In meinem Hause hat die Aufsicht gefehlt. Ich habe es

dadurch wieder gut zu machen gesucht, daß ich für das Mädchen eine namhafte Sparkasseneinlage gemacht habe, zahlbar bei der Heirat oder sonst beim Beginn des 25. Lebensjahres. Straffreie Führung natürlich vorausgesetzt.“

Der Staatsanwalt nickte.

„Unter meinen Ihnen bekannten häuslichen Verhältnissen ist natürlich auch mein Peter etwas lasch geworden“, fuhr Gùldenapfel fort. „Die Strafe, die ihn jetzt treffen soll, gebührte gleichfalls mir. Dabei scheint es ja nach Ihrer Darstellung, daß er nicht mal der Anführer bei diesem Dummjungenstreiche gewesen ist. Na, sowas liegt auch nicht in seinem Naturell. Rätselhaft ist mir nur, wie sich bei Ihren so gut überwachten und vom väterlichen Vorbild geleiteten Söhnen solche verbrecherische Neigungen entwickeln konnten. Wie erklären Sie das?“

„Wir, meine Frau und ich, müssen uns leider ebenso schuldig bekennen wie Sie, Herr Gùldenapfel“, erwiderte der Staatsanwalt betrübt. „Wir haben sie nicht überwacht und geleitet, wie es erforderlich gewesen wäre.“

„Das zu hören bin ich allerdings aufs äußerste erstaunt“, sagte Gùldenapfel, die Augenbrauen emporziehend. „Hätte ich das gewußt, so — verzeihen Sie, Herr Staatsanwalt, wenn ich es sage — würde ich Peter nicht gestattet haben, in Ihrem Hause zu verkehren. Aber ich glaubte, bei einem so hohen richterlichen Beamten —“

„Sie haben recht“, sagte der Staatsanwalt zerknirscht. „Ich muß mich auch für Ihren Peter und Karljochen Rosendaal mitschuldig erklären.“

„Ja, der arme Rosendaal. Was wird er dazu sagen, wenn er's erfährt? Sein einziger Junge!“

„Er hat's erfahren“, warf Frau Nautilius ein. „Und“, sie schluckte, „der Schlag hat ihn gerührt.“